

CHRISTOPH GEISSELHART

DIE
ERBEN
der Sonne



Weltbild

Im »Tal der verlorenen Seelen«, einem abgeschiedenen Ort bei Neapel, werden seit Generationen rätselhafte Funde gemacht. Der Archäologe Valentin und sein italienischer Gefährte Gianni folgen den Spuren. Giannis Familie, deren Grundstück manches Geheimnis birgt, beobachtet die Nachforschungen argwöhnisch. Plötzlich schimmern Knochensplitter aus der Erde. Traumbilder werden Wirklichkeit, Mythen enthüllen ihre versteckte Wahrheit – und Valentin gerät in den Sog einer schicksalhaften Zeitreise, die ihn bis in die versunkene Welt der Etrusker führt.

Christoph Geisselhart

Die Erben der Sonne

Roman

Weltbild

Der Autor

Christoph Geisselhart wurde 1963 geboren. Er arbeitete als Journalist, Texter und Grafiker und gründete mit dem Maler Rolf Sieber das Kunstprojekt »MAN HOI«.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1994 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95569-896-6

Für Domenico,
der nie zwischen wahren
und erfundenen Geschichten
unterschieden hat.

Die wichtigsten Personen

Die Spurensucher:

VALENTIN SOLDAN, der Archäologe

GIANNI ORSINI, sein deutsch-italienischer Freund und Begleiter

Die Familie auf dem Grundstück:

DON MICHELE ORSINI, Giannis toter Vater

ERNESTO ORSINI, der halb verrückte Onkel und Bruder Don Micheles

TANTE LISANDRA, Ernestos verschollene Frau

TANTE ANNA, gute Seele und Ernestos jüngere Schwester

ONKEL ANTONIO (»PLATTE«), Annas Ehemann und Hausmeister a. D.

TANTE COSIMA, greisenhafte Jungfer mit seltsamen Anwandlungen

TANTE FRANCESCA, rüstige Kommunistin, Cosimas Schwester

CESARE, der Mäusejäger vor Ort

Giannis Verwandte in Vallemutri:

TANTE LULU, die beste Köchin der Welt

ONKEL RAFFAELE, ihr unerschütterlicher Ehemann

SILVIO, ihr Sohn und Giannis Vetter

ANGELINA, ihre jüngste Tochter und Giannis Kusine

LAURA, Giannis ältere Kusine und Jugendliebe

PIETRO, Lauras verstockter Gatte

Ankunft im Tal der verlorenen Seelen

Der Schrei stieg wie ein fetter Traumvogel in die Morgenluft, kreiste einige Sekunden über dem atemlos lauschenden Tal und stürzte erschreckend klar – in mein Bewusstsein. Ich erwachte.

Stille.

Dann krachte ein trockener Schuss. Schlaftrunken hob ich den Kopf und horchte in die Dämmerung. Ein Traum? Doch nein, der Schrei kam zurück, zerriss erneut den bleiernen Morgen, brach sich in den Bergen und erstarb. Und wieder Schüsse.

Schlagartig setzte die Erinnerung ein: die zermürende Fahrt, Schlussleuchten wie Kettenglieder auf der Autobahn, Schwefeldämpfe vor Rom, die Stadt selbst lichtfern in der Nacht; dann, kurz vor Neapel, Landstraßen im Scheinwerferkegel, Bäume und Berge wie ahnende Schatten, plötzlich ein Schnitt in den Felsen, und wir rumpeln in das von hohen Zacken umschlossene Tal –

»Valentin! Wach auf! Mein Gott, der Onkel!« Über mir stand Gianni, mit schreckgeweiteten Augen, und während er eine unbestimmte Handbewegung ausführte, schrie sich wieder irgendwer oder irgendetwas die Seele aus dem Leib.

Gänsehaut im Morgengrauen. Ich schüttelte mich unwillkürlich: »Was, zum Teufel, geht hier vor?«

»Es ist der Onkel!«, beharrte Gianni. »Hör doch, es kommt vom Haus!«

»Ernesto? Aber ...«

Gianni wartete meine Einwände nicht ab, sondern eilte über die gekachelte Veranda zum Haus. Das war ein Empfang!

Ich schälte meinen schmerzenden Körper aus dem Schlafsack und murmelte die passenden Verwünschungen dazu. Allenfalls eine Stunde Schlaf war uns vergönnt gewesen, eine Stunde nach fünfzehn Stunden Autofahrt. Benommen stolperte ich auf das kuriose Häuschen zu – da endlich erreichte mich Giannis angstvoller Blick: Er stirbt! Plötzlich war ich hellwach: Waren wir gekommen, um Ernestos letzter Stunde beizuwohnen? Als willfähige Werkzeuge der Vorsehung?

Durch die Tür drangen Gesprächsfetzen; Giannis Stimme klang hohl und fremd. Ich schob mich durch den Perlenvorhang und betrat eine südländische Gewölbeküche, grob verputzt und geweißelt. Ein dunkler Holztisch stand beherrschend im Raum, in der Ecke ein fahlgrüner Sessel, darin ein Mann, doch er schrie nicht, sondern starrte still in den Kamin, in dem kein Feuer brannte.

Es mochte gegen fünf Uhr morgens sein; die halbe Welt schlief. Träumte ich?

Gianni stellte mich seinem Onkel vor. Seine Hand lag wie ein weiches Tier in meiner Hand; ich fühlte mich unbehaglich unter den stumpfen braunen Augen. Diese eigentümliche, diese plötzliche Stille: Der Schrei kreiste noch immer über uns; lautlos, unhörbar, aber er war da.

»Valentin!«, sagte Gianni verstört. »Was ist bloß mit dem Onkel geschehen? Er muss uns doch gesehen haben. Warum hat er uns nicht geweckt?«

Mir war Ernestos Verhalten nicht weniger rätselhaft. Bei unserer Ankunft war die Tür verschlossen gewesen; jetzt stand sie offen. Um das Haus zu erreichen, musste Giannis

Onkel zwangsläufig über uns hinweggestiegen sein. Die Vorstellung des massigen Körpers in der Dunkelheit besaß etwas Unglaubliches – hatte er uns überhaupt bemerkt?

Ernestos Blicke ruhten gleichmütig auf dem erloschenen Kamin. Da wandte er sich unvermittelt an seinen Neffen: »Quant'anni hai? Wie alt bist du?«

»Trenta, zio. Dreißig, Onkel.«

Ernesto sinnierte einige Sekunden über der Antwort. »Eh, sì!«, meinte er dann befriedigt und versank neuerdings in der Betrachtung seiner feuerlosen Feuerstelle.

Mir war auf einmal recht elend zumute. Gianni hatte während der Fahrt schon einiges über den Onkel und von seinem schweren Los erzählt; aber die Wirklichkeit sah doch bedrückender aus. Irgendwie schämte ich mich vor Ernesto. Ich schämte mich meiner Gesundheit und der Tatsache, dass ich so vieles über ihn erfahren hatte, bevor ich ihn überhaupt kennenlernte. Das Schicksal ist eine sehr persönliche Angelegenheit.

Unvermutet hatte ich die klare Empfindung, dass kein Mensch den anderen je wird verstehen können, und ich sehnte mich nach Licht und Sonne.

Unter dem Vorwand, die Koffer aus dem Auto zu holen, ließ ich Gianni und seinen Onkel allein und trat in den milden Märzorgen. Eine seltsame Stimmung lag über dem »Tal der verlorenen Seelen«, wie Gianni seinen abgeschiedenen Geburtsort scherzhaft bezeichnet hatte. Ernestos Schreie hatten etwas in mir aufgerissen. Sie waren gegenwärtig in meiner Erinnerung und unwirklich zugleich beim Anblick der aufklappenden Fensterläden und der gebräunten Hausfrauenarme, die nun Haus für Haus die Sonne grüßten. Die Welt der Alltagsgeräusche erschien mir plötzlich als Farce, eine naive Scheinwelt der willentlich Tauben und Stummen. Wo die Wand zerbröckelte, schrien die wahrhaft Stimm- und Gehörlosen um ihr Leben! An diesem Morgen, meinem ersten in Vallemutri, nahm ich ihre schreiende Lautlosigkeit erstmals wahr. Und ich ahnte, wie schmal der Grat zwischen ihrer und unserer Welt sein musste.

Nachdenklich setzte ich mich auf den steinernen Brunnen vor der Veranda und spürte meinen Eindrücken nach. Die Sonne tat mir wohl; sie erhob sich lächelnd über dem friedlichen Tal, obschon sie in wenigen Stunden wieder versinken musste. Langsam, und fast unmerklich, schob sich eine unsichtbare Wattewand vor die Welt der Schatten, und ich fand den Anschluss an die Wirklichkeit wieder.

Ernesto Orsini war vor sechsundzwanzig Jahren mit dem Motorroller verunglückt. Es mochte ein Tag wie der heutige gewesen sein, sonnig und voller Erwartungen. Es geschah auf dem Weg zur Arbeit: Ein Lastwagen, der die Vorfahrt nicht beachtet hatte, erfasste den schutzlosen Körper, wirbelte ihn empor und Ernesto flog am Führerhaus vorbei gegen den Bordstein. Stein gegen Schädel, das Feste gegen den nachgiebigen Geist: Unglücklicher hätte die Bewegung nicht ausgehen können. Monatlang lag er im Krankenhaus, rang um sein Leben. In vielen Operationen hatte man den Schädel wohl wieder zusammengeflickt, aber Ernestos Hoffnungen auf ein glückliches Leben waren jäh beendet. Schmerzen, unsinnige Kopfschmerzen plagten den armen Mann seitdem.

Immer! Ernesto lebte in einer erbarmungslosen, in einer entsetzlich qualvollen Welt ohne Aussicht auf Linderung. Selten schlief er, nie war er wach. Sechsundzwanzig Jahre, ein halbes Leben lang, eine Zeitspanne, in der Kinder erwachsen werden und eigene Kinder bekommen, dämmerte dieser Mensch in einem wahr gewordenen Albtraum. Ob Tag oder

Nacht, bei Regen und bei Sonnenschein, stets drückte es und bohrte es, brummte und summte es in seinem Schädel. Ein beständiges Pochen, Hämmern und Schlagen an den Schläfen, am Stirnbein und an der Großhirnrinde, in den Augenhöhlen und Kieferschere – und weder Morphium noch Tabletten, wovon er Berge einnahm, verschafften auch nur für eine Stunde Erleichterung!

War es da verwunderlich, wenn Ernesto sich absonderlich verhielt? Gefangen im Martyrium des eigenen Körpers: Musste dagegen nicht sogar der überraschende Besuch des fernen Neffen verblassen?

Ernesto lebte in einer sowieso nebelhaften Welt. Wahrscheinlich hatte er uns gar nicht wahrgenommen, als er die Veranda betrat – »Buon giorno!«

Eine zwergenhafte Frau äugte neugierig vom Nachbargrundstück herüber. Ich schüttelte die schweren Gedanken ab und grüßte zurück. Offensichtlich hätte sie gerne mehr über den jungen Ausländer erfahren, doch ich war auf der Hut. Die Nachricht, ein Archäologe sei in Vallemutri, hätte binnen fünfzehn Minuten den Ort auf den Kopf gestellt und gewissenhafte Arbeit von vornherein unmöglich gemacht. Ich beließ es also bei einem neuerlichen Gruß und wandte mich der Umgebung zu.

Das Grundstück der Orsinis befand sich auf einer flachen Anhöhe, die den Bergen wie ein natürlicher Balkon vorgeschoben war. Man hatte freie Sicht nach Osten, wohin sich das Tal in zwei Ebenen öffnete. Von Giannis Häuschen zu dem alten Dorf, das wie eine Spinne in den Felsen hing, waren es etwa vier Kilometer. Ein schmales Flüsschen grenzte Vallemutri und seine grüne Anhöhe gegen Nordwesten ab.

Die Landschaft überraschte mich. Ursprünglich hatte ich mir alles viel karger vorgestellt, steinig, eng und staubig. Stattdessen sah ich grüne Wiesen und Berghänge. Sorgsam beschnittene Obstbäume blühten weiß und rosarot, eine erdnahe Fruchtbarkeit ließ die Felsgipfel in himmelweite Ferne rücken. Sie schienen eher Zierde zu sein, eine großartige Kulisse von epischer Erhabenheit, nicht profane Wirklichkeit, in der Schafhirten und Bergbauern dem kümmerlichen Leben trotzten.

Nach allem, was ich über die Siedlungsgewohnheiten der Etrusker wusste: Ja, ich konnte mir durchaus vorstellen, dass ihnen dieser Ort behagt hätte! Die beiden nach Osten fallenden Täler, der schützende Berg im Rücken, das gleichsam sichernde wie Wasser spendende Flüsschen ... – lag unter der dampfenden Erde von Vallemutri tatsächlich eine unentdeckte Etruskerstadt?

Giannis Funde, eine Bronzeschale und zwei eiserne Speerspitzen, ließen diese Möglichkeit offen – ohne sie allerdings ausdrücklich zu bestätigen. Zeitlich betrachtet fügten sich die Funde in die Epoche der etruskischen Expansion nach Süden; andererseits lagen gut zweihundert Kilometer zwischen dem Stammland der Etrusker und Vallemutri.

Plötzlich konnte ich es kaum erwarten, mit der Arbeit zu beginnen. Es würde ein schöner warmer Frühlingstag werden und wir hatten zwei Wochen Zeit: Das Leben war herrlich! Nichts mehr von Schatten und entmenschemttem Geschrei – ich selbst war die Welt! Schwungvoll warf ich meine Jacke über einen Gartenstuhl und marschierte das Grundstück ab. Einige Meter bevor es jäh abfiel, registrierte ich auffällige Vegetationsmarken: ein Schattenmuster aus Bodenwellen, die mir weniger dicht bewachsen vorkamen als die übrige Fläche. Hemmten vergrabene Mauerreste den

Pflanzenwuchs? Hatte Gianni Vater die Gegenstände an dieser Stelle gefunden? Ich schnappte meine Jacke und ging zum Haus, um Gianni zu befragen. Der hatte unterdessen meinen Auftritt vor der Familie vorbereitet. Auf dem Gartentisch stapelten sich archäologische Handbücher und Standardwerke zu einem imposanten Haufen. Dazwischen hatte er kleinere Grabwerkzeuge drapiert, Skalpelle, Pinsel, Maßbänder und meine komplette Fotoausrüstung. Nun musterte er mich kritisch: Würde ich in den Augen seiner Tanten und Onkel als großer Gelehrter durchgehen?

»Ernesto wundert sich, dass du keine Brille trägst«, meinte Gianni und wies auf die ausgelegte Fachliteratur. »Bei all den Büchern, die du geschrieben hast!«

Ernesto saß phlegmatisch am Tisch und verfolgte die Inszenierung seines Neffen mit ausdruckslosem Blick. Als er seinen Namen vernahm, grinste er breit und nickte: »Sì, sì, nessun' occhiali, ma molti libri! Keine Brille, aber viele Bücher!«

Ich war baff. Selbst der größte Trottel musste Gianni Schwindel bemerken, schließlich prangte auf jedem Buch ein anderer Autorenname, und keiner erinnerte im Entferntesten an jenen, den ich von Geburt an trug.

»Gianni«, besann ich mich auf den Grund unseres Unternehmens, »weißt du noch, wo dein Vater die Schale und die Speerspitzen gefunden hat?«

»Hmmm!« Sorgsam legte er die letzten Handgriffe an sein archäologisches Stilleben.

»Lass mich überlegen, ich war damals noch ein Kind. Ich glaube, es war am Ende des Gartens, dort hinten beim Hühnerhaus, oder nicht?« Er hielt inne und runzelte die Stirn.

Dann zeigte er auf den dösenden Onkel: »Am besten, wir fragen ihn. Er war dabei!«

»Ernesto war dabei?«

Ernesto missverstand meinen Ausruf als Anrede und blickte mich unschuldig an: »Sì!«

»Zio«, schaltete sich Gianni in die Reihe der Missverständnisse. »Dove avete trovato queste cose antiche, papa e tu? Wo habt ihr die alten Sachen gefunden?«

»Oohh!«, ächzte Ernesto und wies auf eine undefinierbare Stelle im Garten.

»Dove esatto? Wo genau?« Gianni war nun ganz bei der Sache. »Wir müssen es uns zeigen lassen, bevor meine Verwandten auftauchen«, sagte er eifrig zu mir.

Ernesto quälte sich aus dem Gartenstühlchen und tappte voran, von Gianni flankiert, der ihn am Arm stützte. Ich folgte dem ungleichen Paar in gebührendem Abstand.

Gianni redete ununterbrochen auf seinen Onkel ein. Er wirkte unerklärlich erregt. Ich konnte ihn nicht verstehen, denn er sprach leise und so eindringlich, dass nur Ernesto seinen Worten folgen konnte. Dabei gestikuliert er heftig mit den Händen. Einmal wäre Ernesto, der unsere merkwürdige Prozession wie ein Traumwandler anführte, fast gestrauchelt. Nur Gianni beherzter Einsatz verhinderte seinen Sturz.

Dann blieb Ernesto stehen und wandte sich um: »Qui sono!«, verkündete er mit verklärten Augen.

Ich wunderte mich über seine Formulierung – er sprach in der Gegenwart: qui sono, was »hier bin ich« oder »hier sind sie« heißen kann –, aber Gianni ließ mich nicht zu Wort kommen.

»Sei certo, zio? Bist du sicher?«, vergewisserte er sich.

Ernesto nickte seufzend und sandte einen unbestimmten Blick an mir vorbei in die Berge.

»Sì!«, bestätigte er nachdrücklich. Dann entspannten sich seine Züge. Die Schultern fielen

herab und seine Arme baumelten ohne Führung um den massigen Körper.

»Er ist sich absolut sicher«, befand Gianni. »Hier müssen wir schaufeln!«

»Hier?«, erwiderte ich ungläubig. Es gab keinen Anhaltspunkt, kein auffälliges Merkmal, an dem sich Ernestos Erinnerung hätte festhalten können. Wir standen inmitten des Gemüsegartens.

»Warum?«

»Mein Gott, er weiß es eben!«, erwiderte Gianni ungeduldig, er wirkte fast beleidigt. »Und ich bin auch sicher!«

»Wie du meinst.« Ich zuckte mit den Schultern und begab mich zum Auto. Für Bodenuntersuchungen hatte ich einige Aquaquant-Testsätze aus dem Institut mitgenommen; die Phosphatanalyse würde wenigstens halbwegs seriöse Anhaltspunkte geben können. Ernesto staunte nicht wenig, als ich mein Köfferchen auspackte.

»Was hast du vor?«, fragte Gianni neugierig.

»Ich nehme eine Bodenprobe«, erklärte ich bereitwillig. »Menschen hinterlassen immer und überall Spuren ihrer Existenz. Vor allem im Boden. Kulturmüll, Küchenabfälle, Kot und nicht zuletzt: Unsere Körper verwesen und setzen dabei Phosphat frei. Auf Friedhöfen beispielsweise ist die Phosphatkonzentration besonders hoch.«

»Fantastisch!«, rief Gianni und übersetzte sogleich alles für seinen unverändert reglosen Onkel. Beide beobachteten ehrfürchtig, wie ich an verschiedenen Stellen des Gartens Löcher in die Erde bohrte und die Proben in Salzsäure auflöste.

»Allerdings«, schränkte ich kühl ein, während ich die Glasröhrchen schüttelte, »allerdings ist der wissenschaftliche Wert dieser Methode gering. Dünger zum Beispiel reichert den Boden künstlich mit Phosphat an. Außerdem enthält Erde immer einen gewissen Anteil Phosphat, und da wir hier mitten im Gemüsebeet stehen« – ich wies ärgerlich auf die bereits sprießenden Tomatenpflanzen –, »dürfte sich dieses Reagenzglas auch gleich deutlich verfärben.«

»Tatsächlich!«, jubelte Gianni, als meine Vorhersage augenblicklich eintraf.

Das Teströhrchen mit der fraglichen Bodenprobe wies schweren gelben Niederschlag aus; die vier anderen hatten sich nicht verfärbt.

»Lo ha provato! Er hat es bewiesen!«, brüllte Gianni seinen Onkel begeistert an. Es schien ihn nicht im Mindesten zu kümmern, dass ich meine eigene Untersuchung soeben offen angezweifelt hatte. Auch Ernesto erwachte über der wissenschaftlichen Bestätigung seiner Erinnerung aus der Lethargie: »Ha provato, sì!«, wiederholte er immer wieder, und dabei musterte er mich aufmerksam. Vermutlich war es ein lang entbehrtes Gefühl für ihn, ernst genommen zu werden.

Plötzlich zog eine Wolke über sein Gesicht: »Vengono!«, sagte er tonlos. »Sie kommen!«

Ich blickte über die Schulter. Ein kleiner weißer Fiat knatterte auf das Grundstück und parkte umständlich neben unserem Wagen: die Familie!

Weder Gianni noch Ernesto schien es nun besonders eilig zu haben. Gemächlich schlenderten wir zum Haus und warteten, bis sie sich aus dem Cinquecento gequält hatten: ein Mann und drei Frauen.

Endlich setzte sich Gianni in Bewegung. Schritt für Schritt ging er auf seine Familie zu, wobei sein Kopf im Schlag der zeitgleich einsetzenden Kirchenglocken hin und her wippte.

Ernestos Visionen

Bisweilen stellt sich der Mensch die Frage nach dem Grund seines Handelns. Warum finden wir keine überzeugende Antwort dafür? Wenn alles Streben seinen Ursprung im Gefühl hat, dient dann der Verstand lediglich zur Verwirklichung unserer Affekte und Sehnsüchte? Und wenn ja, ist das eine schlechte oder gute Eigenschaft des Menschen? Inwieweit darf man auf die innere Stimme hören, inwieweit muss man es? Und wenn die Stimme einem Dinge einflüstert, die der Verstand nicht gutheißen kann? Während der Tage in Vallemutri, in denen die Ereignisse lawinenartig über mich hereinbrachen, sollte ich nicht selten Gelegenheit haben, an mir und meiner Umgebung zu zweifeln. Oft gelangte ich zu der Frage, was eigentlich mich dazu bewogen hatte, Giannis Einladung zu folgen: War es die Neugier, angeregt durch freundschaftliche Gefühle? Oder sehnte ich mich nach Urlaub, ein verständliches Fernweh nach zwei Jahren eintöniger Arbeit am Institut?

Gewiss, ich wollte ausbrechen. Aber vielleicht beargwöhnte ich schon damals unbewusst, was mir am Ende unseres Abenteuers in Vallemutri unrettbar verloren schien: das Recht der Wissenschaft, Antworten zu erzwingen!

Wir haben uns weit von unserem Erbe entfernt. Zu weit? Nie lagen größere Klüfte zwischen den Toten und Lebenden als heute. Wir errichten Mauern des Vergessens, die erst fallen, wenn es einen Bekannten trifft, wenn ein Nahestehender urplötzlich nicht mehr da ist oder wir unserer Liebe beraubt werden. Dann mag der Zurückbleibende spüren, wie eifrig das Leben bestrebt ist, die Risse zu kitten, die der Tod nun mal zu hinterlassen hat. Als sei Sterben etwas Unanständiges!

Ungeachtet der Tatsache, dass der Tod im Dasein eines Archäologen allgegenwärtig ist, beschäftigten mich Gedanken solcher Art jedoch wenig, als Gianni eines Tages vor mir stand und darum bat, »den Chef« sprechen zu können.

Das war im Frühsommer des Jahres 1983. Zu dieser Zeit weilte Professor Heinkel, der unser Institut leitete, häufig in Konstanz, um die Ausgrabung der Pfahlbauten zu überwachen. Als sein Assistent oblag es mir, dem Besucher Rede und Antwort zu stehen. Gianni sprach akzentfrei deutsch, war überaus höflich und respektvoll und wusste Spannendes zu erzählen.

Sein Vater, so berichtete er, habe vor gut zwanzig Jahren auf seinem Grundstück in Süditalien etwas »ziemlich Altes« gefunden, »zufällig«, wie er mehrfach betonte, was darauf schließen ließ, dass ich nicht sein erster Gesprächspartner in dieser Angelegenheit war. Ausgrabungen sind Sache des Staates und wer gegen dieses Monopol verstößt, macht sich strafbar!

Gianni wusste das offenbar. Aus seinen Formulierungen schloss ich, dass sein Vater beim Versuch, die Funde zu Geld zu machen, auf die Nase gefallen war.

Er stellte eine Plastiktüte auf den Tisch und holte drei in Zeitungspapier eingeschlagene Gegenstände hervor. Diese seien beim Verlegen einer Wasserleitung in geringer Tiefe entdeckt worden. Aus Angst, die Mafia könne davon Wind bekommen, habe Giannis Vater in Italien keiner Seele davon erzählt, sondern die Funde klammheimlich nach Deutschland geschmuggelt. Dort lebte Giannis Familie, seit sie der Arbeitslosigkeit in Vallemutri

entflohen war, um ihr Glück im reichen Nachbarland zu finden.

Ich besah mir die vorgelegten Gegenstände: Es handelte sich um zwei geplättete Eisenspitzen und eine flache Bronzeschale. Insbesondere Letztere wies deutliche Zeichen einer dilettantischen Reinigung auf, was meine Vermutung, der Vater habe die Funde verkaufen wollen, bestätigte. Gianni wollte oder konnte keine näheren Angaben machen, die Sache liege schon zu lange zurück, und er vermöge sich nicht mehr zu entsinnen. Jedoch, so bekräftigte er mit glänzenden Augen, auf seinem Grundstück seien immer wieder Knochen gefunden worden, und in Vallemutri erzähle man sich seit Generationen Geschichten von sagenhaften Schätzen und alten Gräbern.

Gianni ließ uns die Fundstücke schließlich da, mit der Bitte, ihr Alter und ihren Wert zu bestimmen.

Bald lag das Ergebnis vor. Unser Institut hatte die Bronzeschale auf etwa 800 vor Christus datiert; sie war recht gut erhalten, und das machte den Fund so interessant: Zeugnisse des Übergangs von der Bronze- zur Eisenzeit sind selten. Möglicherweise entstammten Giannis Funde einem Kriegergrab des ersten vorchristlichen Jahrtausends, wobei eine etruskische Herkunft vorstellbar war. Der Fundort, kaum vierzig Kilometer östlich der alten Etruskerstädte Capua und Nola, sprach dafür. Dagegen, dass die Gegenstände jeder anderen Kultur dieser Region zugeschrieben werden konnten, sofern sie genug über Metallurgie wusste, um eine unverzierte Bronzeschale und zwei Speerspitzen zu fertigen. Dafür kamen viele infrage. Neben den Griechen und Etruskern vor allem italische und indogermanische Bergstämme wie die Samniten und Osker; aber es mochte auch eine Gruppe aufstrebender Latiner den Tiber überschritten haben, um im Tal von Vallemutri eine Niederlassung zu gründen. Im vorchristlichen Kampanien lebten die unterschiedlichsten Kulturen oft nur wenige Kilometer auseinander. Welcher Urheber die Funde waren, konnte vom Schreibtisch deshalb nicht bestimmt werden. Erst eine Grabung würde darüber Aufschluss bringen.

Von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung abgesehen, besaßen die Gegenstände jedoch keinen Wert, worüber Gianni einigermaßen enttäuscht war. Wir hatten die Schale bereits restauriert, als er anrief. Heinkel hatte mich angewiesen, Gianni tüchtig ins Gewissen zu reden. Ein geschlossener Grabfund war noch im Bereich des Möglichen, und natürlich war es unsere Pflicht, die Kollegen in Süditalien zu verständigen.

Gianni reagierte reichlich unwirsch auf mein Ansinnen. Zwar schloss er nicht aus, die Funde irgendwann einmal einem Museum zu übergeben, doch machte er deutlich, dass sein Grundstück den alten Verwandten zur Nutzung überlassen war und er kein Recht besitze, deren Lebensabend zu verheeren.

»Wir leben im sicheren Deutschland«, erklärte er mir am Telefon, »aber dort unten regiert die Mafia. Wenn ich das Landesdenkmalamt in Neapel verständige, schicken die womöglich einen Trupp Leute und graben den Boden um. Das bedeutete erstens, dass man keine Tomaten, Kartoffeln und Bohnen ernten kann, und darauf sind die alten Leute angewiesen. Zweitens würde eine Grabung augenblicklich die Camorra auf den Plan rufen. Und drittens würde jeder wissen wollen, warum mein Vater den Fund nicht schon vor zwanzig Jahren gemeldet hat. Also: lauter Probleme! Ich werde noch mal mit meinem Vater reden, aber offen gestanden habe ich wenig Hoffnung.«

Als ich Professor Heinkel von dem Gespräch berichtete, knurrte der nur lapidar:
»Wissenschaft hört da auf, wo Magen und Geldbeutel anfangen! Von dem Burschen hören wir nie wieder. Jede Wette!«

Leider kam Heinkels Pessimismus nicht von ungefähr. Er schlug sich seit Jahrzehnten mit Bauherren, Stadtverwaltungen und Landwirten herum, um das, was unsere Vorfahren im Boden hinterlassen haben, vor dem allzu raschen und zerstörerischen Zugriff der Lebenden zu retten. Ein gewöhnlicher Sterblicher hat wenig Interesse am Leben der Toten. Vor allem dann nicht, wenn dadurch ein Neubau, die längst fällige Telefonverkabelung oder die Kartoffelernte in Verzug gerät. Notgrabungen sind der Alltag des Landesarchäologen und Heinkel hatte gelernt, damit umzugehen.

Tatsächlich schien er auch diesmal recht zu behalten. Gianni holte die Funde weder ab, noch rief er wieder an. Also legten wir eine kurze Aktennotiz an und verwahrten Schale und Speerspitzen im Archiv. Dringendere Fragen beschäftigten unser Institut; insbesondere der sensationelle Grabfund des Keltenfürsten von Hochdorf forderte damals unsere volle Aufmerksamkeit.

Ein Jahr später, ich hatte bereits mit meiner Doktorarbeit begonnen, stand Gianni zu meiner großen Überraschung wieder vor mir. Hagerer und irgendwie männlicher, als ich ihn in Erinnerung hatte.

Ob er die Sachen wiederhaben könne, fragte er vorsichtig.

Sein Vater war kürzlich gestorben, an Krebs, und Gianni, der noch sichtlich unter dem Eindruck des miterlebten Leidens stand, wollte das Andenken an seinen Vater gerne aufbewahren. »Es gibt so vieles im Leben meines Vaters, wovon ich nichts weiß«, sagte er traurig. »Er hat wenig von sich erzählt, und ich habe wenig gefragt. Jetzt ist er tot, und ich werde sein Leben wohl nie mehr verstehen.«

Ich konnte es ihm nachfühlen. Wir waren ungefähr im gleichen Alter und auch mein Vater war früh gestorben. Väter scheinen schon zu Lebzeiten für ihre Söhne fern und nie wirklich greifbar. Mit dem Tod wird die Distanz bisweilen unerträglich; das Ungesagte schmerzt wie eine offene Wunde, die niemals wieder ganz verheilt, weil jede Möglichkeit zur Aussprache dahin ist.

Wir besprachen uns lange an jenem Tag und ich lernte Giannis offene, unverbildete Art zu schätzen. Sie stand sehr im Gegensatz zum Habitus meiner vergeistigten Kollegen, deren Trachten dem Leben der Toten galt. Gianni lebte in der Gegenwart. Dort kannte er sich aus. Er schilderte eine bunte, lebensfrohe Welt, die ich schon beinahe vergessen hatte. Ihm gegenüber fühlte ich mich steinalt. Schlichte Dinge waren es, die ich plötzlich vermisste. Geld verdienen und wieder ausgeben, eine durchzechte Nacht mit Katerfrühstück, elektrische Spannungen, wenn eine Angebetete vorübergeht, Lachen, bis der Bauch schmerzt, Melancholie im Herbstwald, Laufen, bis die Beine versagen, blauer Himmel mit dem Rücken im Gras, die leichte Freiheit des Herzens unter der Sonne – Gianni roch förmlich danach. Vor allem roch er nach Italien, das er liebte, obwohl – oder gerade weil? – er in Deutschland aufgewachsen war.

»Seit dem Tod meines Vaters weiß ich nicht mehr, wo mein Zuhause ist«, sagte er etwas schwermütig. »Irgendwie hänge ich in der Luft. Vielleicht sollte ich mir eine ganz neue Heimat suchen!«

»Vielleicht«, stimmte ich ihm zu. »Aber wenn man weiß, woher man kommt, ahnt man, wohin man gehen wird. Das jedenfalls pflegt Heinkel zu sagen. Ich an deiner Stelle würde nach Italien gehen und dort die Spur meines Vaters aufnehmen. Die Zukunft ergibt sich aus der Vergangenheit. Fang noch mal von vorne an!«

»Ja«, meinte er langsam. »Ich glaube, du hast recht.« Dann sah er mich an und lächelte: »Aber sag, hättest du nicht Lust mitzukommen? Vielleicht schaufeln wir mehr aus als nur persönliche Erinnerungen. Wer weiß, du hast schließlich selbst festgestellt, wie wertvoll der Fund meines Vaters für die Wissenschaft sein könnte.«

Fürwahr, das war ein verlockendes Angebot! Ein paar Tage raus aus dem Institutsmief! Arbeit unter freiem Himmel, die Hände im Dreck, die Sinne auf den Boden gerichtet! Ich sagte zu, ohne lange nachzudenken. Allerdings mit dem Vorbehalt, dass mir das Institut Urlaub bewilligen müsse.

Professor Heinkel zeigte sich wenig erfreut, als er meine Bitte um Freistellung vernahm. »Ich brauche Sie hier, und zwar dringend! Ihre italienischen Räubergeschichten können Sie während der Freizeit verfolgen!«, befand er streng, aber gewiss strenger, als er dachte. Gerade Heinkel war als leidenschaftlicher Ausgräber bekannt. Warum sollte er kein Verständnis für meine Sehnsucht aufbringen können?

»Außerdem«, fuhr er dessen ungeachtet fort, »haben Sie von prärömischer Geschichte keinen Dunst. Glauben Sie etwa, ein Grünschnabel wie Sie könnte zur Erhellung der etruskischen Kultur beitragen?«

Das glaubte ich natürlich nicht! Als angehendem Landesarchäologen waren mir die Etrusker ungefähr so fern wie einem Schwarzmeertaucher der Indische Ozean. Und doch bewegte man sich hier wie dort im Wasser. Wer süddeutsche Keuperböden umpflügte, würde auch in einem italienischen Bergdorf den Spaten führen können.

Und dann: Wozu gab es Bücher? Die Techniken und Vorgehensweisen meines Fachgebiets waren auf jede andere historische Disziplin übertragbar. Über die Etrusker wusste ich eingeständenermaßen nicht sehr viel, aber das konnte man ändern!

Vor allem aber lockte mich die Aussicht auf ein paar unbeschwerte Tage in einem sonnigen Land. Unsere fix entwickelte Idee war schließlich nicht auf den Erfolg ausgelegt. Gianni hatte mich eingeladen, seine Heimat kennenzulernen, ein Stück persönliche Vergangenheit, die vielleicht, höchst unwahrscheinlicherweise, den Saum der großen Geschichte berühren mochte. Über das, was wir finden würden oder nicht, machten wir uns deshalb wenig Gedanken. Unser Ziel war zuallererst die Suche, nicht das Finden! Das machte ich Heinkel ein wenig trotzig klar.

»Schon gut«, grinste er schief. »Wo Sie Ihren Urlaub verbringen, geht mich ja nichts an. Bloß, bitte, junger Freund, nehmen Sie ihn erst im Frühjahr. Bis dahin können Sie sich auch mit den Etruskern vertraut machen. – Sehr interessantes Thema übrigens. Fragen Sie mal Schallmann, der kann Ihnen dazu eine hervorragende Doktorarbeit aus dem Archiv kramen.«

Aus seinem schelmischen Augenzwinkern hatte ich schon eine Theorie entwickelt, und so war ich wenig erstaunt, als mir Schallmann, unser Bibliothekar, feixend die angeforderte Arbeit aushändigte: Als Autor zeichnete, damals noch nicht Professor, ein gewisser Joseph Heinkel verantwortlich!

Gelegentlich rief mich Gianni an. Wir hatten eigentlich geplant, unsere Reise bei einem Glas Rotwein zu besprechen. Aber, wie so oft im Leben, es blieb bei der guten Absicht. Mal war er verhindert, mal konnte ich nicht; und so zog der Winter vorbei, bis plötzlich der Tag unserer Abreise, ein regnerischer Freitag im März, gekommen war, ohne dass wir uns auch nur einmal getroffen hatten. Immerhin hatte ich mich mit Fachbüchern versorgt und schon manches über die Etrusker in Erfahrung gebracht. Vor uns lagen herrlich freie Tage ohne jede Verpflichtung. Da würde sich genug Zeit finden, das Versäumte nachzuholen.

So saß ich also neben Gianni, der mir über die Monate hinweg wieder fremd geworden war. Erst im Auto wurde mir der eigentümliche Charakter unserer Expedition richtig bewusst: eine gleichermaßen persönliche wie wissenschaftlich-archäologische Spurensuche. Wohin würde sie uns führen?

Gianni wirkte abgespannt. Er arbeitete als Automechaniker, was ihn sehr erschöpfte. Er hatte nicht mal Zeit und Muße gefunden, seiner Familie unser Kommen anzukündigen – was dazu führte, dass der Schlüssel nicht lag, wo er hätte liegen sollen, und wir die erste Nacht auf der Veranda verbringen mussten.

Schon auf der Fahrt erzählte Gianni einiges über seine Familie in Vallemutri. Ich erfuhr, dass der eingeheiratete Onkel Antonio ein strenges Regiment über die übrigen Verwandten führte. Dazu fühlte er sich umso mehr befähigt, als er jahrelang als Hausmeister eines neapolitanischen Mietshauses gewirkt hatte – eine Stellung, die Unnachgiebigkeit und feinsinnige Diplomatie in gleich hohem Maße erforderte. Von Ernestos Schicksal hatte mir Gianni besonders ausführlich berichtet. Doch erst die Diskrepanz zwischen seinen Schilderungen und der erlebten Wirklichkeit im Morgengrauen ließ mich ahnen, dass ich auf die Begegnung mit Menschen, die in einer derart ungeläufigen Welt lebten, nur ungenügend vorbereitet war.

Der erste Tag in Vallemutri war sonnig, was die Geschehnisse nach unserer Ankunft noch unwirklicher erscheinen ließ. Wir frühstückten auf der Veranda. Gianni hatte den Gartentisch von seinem archäologischen Arrangement schon wieder befreit – das übrigens seine Wirkung nicht verfehlt hatte. Onkel Antonio blätterte bereits die gelehrten Bücher durch und wusste den Tanten zum Kaffee allerlei Löbliches von mir zu berichten. Als Giannis Freund hatte mich die Familie zunächst sehr herzlich begrüßt. Mit der Bekanntgabe meines Berufes und unserer Absichten mischten sich jedoch Skepsis und Besorgnis in die Herzlichkeit; sie wandelte sich infolgedessen zu einer vorsichtigen Liebenswürdigkeit, in der die einander widerstrebenden Gefühle kein rechtes Gleichgewicht finden konnten. Vor allem Antonio rang mit sich. Zwar ließ er es sich nicht anmerken, doch es war unübersehbar, dass er seine Position als Patriarch gefährdet sah. Ernesto konnte ihm nicht Paroli bieten, genauso wenig seine Gattin Anna und die beiden uralten Schwestern Francesca und Cosima. Doch nun war der junge Stammhalter der Orsinis zurückgekehrt. Um sein Erbe anzutreten? Denn das Grundstück, auf dem Antonio regierte, gehörte nach Michele Tod Gianni, seinem Sohn.

Und was für Pläne hatte der aus Deutschland mitgebracht! Antonio fand zweifellos überreichlich Anlass zur Sorge, als ihm Gianni unbekümmert von unserem Vorhaben

erzählte.

Zwei Welten stießen aufeinander, verkörpert durch leibhafte Menschen mit unterschiedlichen Zielen, Hoffnungen und Lebensweisen. Ich sah nicht geringe Schwierigkeiten auf uns zukommen. »Gianni«, begann ich vorsichtig, als wir am Abend allein in der Küche saßen. »Ich denke, es wird nicht einfach sein, hier ungestört den Boden umzugraben. Nicht nur, weil uns Antonios Tomaten im Weg stehen. Ich kann mir kaum vorstellen, dass man es hier gerne sähe, wenn Leichen ausgebuddelt werden. Die Neuzeit scheint an deiner Familie spurlos vorübergegangen zu sein. Ich mag sie, aber sie denken ganz anders als wir.«

»Kümmere dich nicht um meine Familie«, erwiderte Gianni und stopfte gelassen riesige Berge Pasta in sich hinein – Tante Anna hatte für uns vorgekocht. »Das ist mein Haus. Mein Vater hat es eigenhändig gebaut. Und als wir nach Deutschland gingen, zogen Onkel Ernesto und seine Frau ein.«

»War das vor seinem Unfall?«, fragte ich und griff zur Salatschüssel.

»Nein, nein, danach. Lass mich nachdenken – ich muss drei, vier Jahre alt gewesen sein, als wir Vallemutri verließen. Zwei Jahre später hatte Ernesto seinen Unfall.« Gianni hielt plötzlich inne und schüttelte traurig den Kopf. »Mein Gott, wie ist dieser Mann vom Schicksal geschlagen worden! Ich weiß noch, als Kind, da war Ernesto für mich ein Riese. Warte, ich zeige dir ein Bild.« Er nahm eine bräunliche Fotografie aus der Küchenvitrine. Ein Mann, Anfang Dreißig, in Uniform, das Barett keck über den Scheitel gezogen, strahlte mich zuversichtlich an.

»Er war bei den Carabinieri«, sagte Gianni.

Das Foto schien aus den Fünfzigerjahren zu sein. Ernesto ähnelte Gianni, war allerdings größer und kräftiger.

»Was ist aus seiner Frau geworden?«, wollte ich wissen.

»Tante Lisandra? Puuh!« Gianni rollte dramatisch die Lippen unter die Zähne. »Das war eine heikle Geschichte. Sie verließ ihn kurz nach dem Unfall. Soviel ich weiß, lebt sie heute in der Schweiz. Du kannst dir denken, dass hier nicht über sie gesprochen wird.« Ich nickte. Genauso gut konnte ich mir freilich vorstellen, dass ein Leben an der Seite eines menschlichen Wracks schlimmer war, als vom Bann der Familie getroffen zu werden. Zuschauen, wie ein geliebter Mann zerfällt, kann sehr schmerzhaft sein. »Und seither kümmern sich die Tanten um ihn?«

»Anfangs kamen sie tagsüber aus dem Dorf, um für ihn zu kochen. Inzwischen ist es aber so schlimm geworden, dass er abends meistens mit ins Dorf geht. Von seiner Rente und der Unfallversicherung hat Antonio ein kleines Haus gekauft, in dem sie zusammen wohnen. Nur dank Ernesto sind sie auf meinem Grundstück. Er ist der Bruder meines Vaters.« Gianni schaute mich fest an: »Diese Schreie! Sie hallen mir immer noch im Ohr. Er muss furchtbare Schmerzen haben!«

»Ich weiß nicht, ob das nur körperlich ist«, sagte ich und lauschte in mich hinein, wo Ernestos Schreie noch immer wie unwirkliche Traumboten durch die Dämmerung ritten. »Nooooo«, ahmte ich den Tonfall nach, freilich in Zimmerlautstärke. »Für mich hört sich das an, als wolle er böse Geister verscheuchen.«

»Geister? Das stimmt vielleicht sogar«, meinte Gianni überrascht. »Vorhin erzählte er mir

von seinen Visionen.«

»Visionen?«

»Ja, er sagte, er würde dauernd irgendwelche Leute sehen, die gar nicht da wären.«

»Was für Leute?«, fragte ich nervös.

Draußen erhob sich ein böiger Wind. Das unheimliche Bild von Ernesto, der durch den nächtlichen Garten wandelte, erschien vor meinem geistigen Auge.

»Seine Eltern zum Beispiel, Freunde und Verwandte, die schon lang tot sind.«

Gianni zögerte.

Ich fragte trotzdem: »Deinen Vater auch?«

Er nickte und sah mir treuherzig ins Gesicht. »Ja, meinen Vater auch.«

Ich hatte kein Recht weiterzufragen. Also schwieg ich.

Plötzlich durchfuhr mich ein ahnungsvoller Schauer. »Gianni«, sagte ich ruhig. »Weißt du, warum Ernesto nicht überrascht war, als er uns vor dem Haus schlafen sah?«

Er schüttelte den Kopf. Aber dann leuchtete etwas in seinen Augen auf: »Meine Güte! Er hielt uns für eine Vision!«

Ich nickte. Ernesto hatte uns wohl gesehen, aber nicht zu unterscheiden vermocht, ob wir leibhaftig waren oder nur in seiner Einbildung vorhanden! Ernesto hatte Visionen! Erklärte das nicht die Bestimmtheit, mit der er die Fundstelle im Gemüsebeet bezeichnet hatte?

Wir tranken schweigend unseren herben Rotwein. Antonio hatte ihn mit der einladenden Geste des Hausherrn auf den Tisch gestellt, bevor sich die Familie nach Vallemutri aufmachte. Der Wein schmeckte nicht sonderlich, aber das Gefühl von Leben und Wirklichkeit kehrte mit jedem Schluck zurück.